

Die Letzten der Verbannten - die untergehende bäuerliche Kultur der altösterreichischen Landler in Siebenbürgen

Girtler, Roland

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Girtler, R. (1997). Die Letzten der Verbannten - die untergehende bäuerliche Kultur der altösterreichischen Landler in Siebenbürgen. In S. Hradil (Hrsg.), *Differenz und Integration: die Zukunft moderner Gesellschaften ; Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Dresden 1996* (S. 633-645). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-139863>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Die Letzten der Verbannten – die untergehende bäuerliche Kultur der altösterreichischen Landler in Siebenbürgen (Rumänien)

Roland Girtler

1. Einleitende Gedanken

Die folgenden Ausführungen beziehen sich auf die sogenannten Landler, deren Vorfahren, wie ich noch erzählen werde, als gläubige und beharrliche Protestanten von katholischen Herrschern aus österreichischen Landen im 18. Jahrhundert nach Siebenbürgen verbannt worden waren.

Die Landler, die heute noch einen alten österreichischen Dialekt, das sogenannte Landlerische, sprechen, leben oder lebten gemeinsam mit Sachsen in drei Dörfern bei Hermannstadt, das mit rumänischem Namen Sibiu genannt wird, und zwar in: Großpold, Neppendorf und Großau.

Seit dem Zerfall des Kommunismus sind Landler, wie Sachsen auch, unterwegs in jene Länder, mit denen sie einmal eng verbunden waren: nach Österreich und Deutschland.

Es gibt noch Landler, aber es sind vorwiegend Alte, die darüber trauern, daß die Jungen weggezogen sind.

Sie trauern über eine alte Kultur mit ihrer speziellen Sprache, dem Landlerischen, das es wohl bald nicht mehr geben wird. Sie haben es nicht leicht in einer Welt, die nicht mehr die ihre ist. Es sind Rumänen und Zigeuner (den Begriff Zigeuner meine ich in keiner Weise abwertend, ich halte ihn für einen alteingeführten Ausdruck mit großer Aussagekraft), die nun das Leben in den Dörfern bestimmen.

Auf diesen bemerkenswerten Wandel werde ich hier skizzenhaft eingehen, wobei ich vor allem am Beispiel des Begräbnisses zeigen will, wie dieser Wandel im Alltag und in den Ritualen, die wichtig für die siebenbürgischen Dörfer sind, aussieht.

Bereits 1990 und 1991 führte ich meine ersten Forschungen bei den Landleuten durch, und zwar im Dorf Großpold bei Hermannstadt.

Darüber verfaßte ich ein Buch mit dem Titel »Verbannt und vergessen«, das immerhin einigen Zuspruch erfuhr.

Weitergeführt habe ich meine Studien ab 1992 mit Studentinnen und Studenten des Instituts für Soziologie in Wien.

1.1 Zur Methode: Feldforschung und »ero-epische Gespräche«

Im Sinne der »freien Feldforschung«, der Königin der Methoden der qualitativen Sozialforschung (siehe dazu näher: Girtler 1992a und 1995) versuchten wir, einen möglichst engen Kontakt zu den Menschen von Großpold und deren Leben herzustellen. Dies gelang uns auch, schließlich hatte ich im Jahr vor unserer ersten gemeinsamen Forschung bereits Freundschaften in dem Dorf geschlossen.

Wir führten mit den Dorfbewohner tiefgehende Gespräche. Gespräche dieser Art als Mittel der Gewinnung wichtigen Materials gestatte ich mir, in der Tradition von Homers Odyssee als »ero-epische« Gespräche zu bezeichnen. Solche Gespräche unterscheiden sich wesentlich von den üblichen Interviews, mit denen man mehr oder weniger schnell zu Informationen zu gelangen versucht und bei denen der Forscher seine Fragen grundsätzlich jemandem aufzwingt. Beim ero-epischen Gespräch dagegen setzt sich der Forscher mit den Menschen, von denen er etwas erfahren will, eindringlich auseinander, am besten beim gemeinsamen Bier- oder Weintrinken (im Wort »ero-episches« Gespräch stecken die Wörter »eromai« für fragen und »epein« für erzählen. Damit will ausgedrückt sein, daß auch der Forscher sich voll einbringt, dazu: Girtler 1995).

Wir genossen bei unserer Forschung in Großpold den ortsüblichen und wohlmundenden Wein (um den Damen und Herren Studenten eine Anleitung für die Feldforschung zu geben, entwickelte ich »10 Gebote der Feldforschung« – zu diesen siehe: Girtler 1997).

Um die geographische Umgebung Großpolds kennenzulernen, marschierten wir diese ab, standen auf den Hügeln und in den um Großpold liegenden Weinbergen. So erhielten wir auch ein gutes Gefühl für die kulturelle und soziale Anordnung der Häuser und Plätze im Dorf. Und auf dem Friedhof von Großpold erfuhren wir einiges über die Verknüpfungen von Familien und Verwandtschaften.

Bevor ich nun näher auf die bäuerliche Kultur der Landler mit ihren Ritualen und Symbolen eingehe, ist es zum Verständnis der heutigen Situation wohl förderlich, sowohl Blitzlichter auf die Beziehung von Lndlern und Sachsen als auch auf die Geschichte der Landler zu werfen.

1.2 *Landler und Sachsen*

Die sogenannten »Sachsen«, mit denen die Landler in den drei genannten Dörfern eine Symbiose eingingen, lebten bereits seit dem 12. Jahrhundert in Siebenbürgen, wohin sie aus dem Gebiet des Mittelrheins von dem ungarischen König Geisha gerufen worden waren. Ihre Sprache ist dem Moselfränkischen verwandt und daher wesentlich unterschieden von der Mundart der hierher verbannten Österreicher, deren Sprache man bald das »Landlerische«, und deren Sprecher selbst die »Landler«, nach ihrem Herkunftsort in Oberösterreich, nannte. Die Landler bezeichnete man aber auch die »Deutschen«, da der Pfarrer, um verstanden zu werden, für sie in Hochdeutsch predigen mußte. Im Laufe der Zeiten lernten allerdings in diesen Dörfern die Sachsen das Landlerische und die Landler das Sächsische verstehen und sprechen. Bis heute bestehen diese zwei Sprachen nebeneinander, und je nach Situation und Gesprächspartner verwendet man entweder das Landlerische oder das Sächsische. Die landlerische Kultur hat sich vor allem in ihrer Sprache, neben der charakteristischen Tracht, bis heute erhalten. Heute jedoch gibt es nur mehr wenige Sachsen und Landler in diesen Dörfern, denn seit 1989, seit dem Öffnen der starren Grenzen des Kommunismus, zieht es vor allem die jungen Landler und Sachsen weg aus Siebenbürgen nach Deutschland und Österreich, wo sie sich ein Leben in Freiheit und Wohlstand erhoffen. Die Landler sind also wieder im Aufbruch begriffen. Was den katholischen Herrschern und den Kommunisten nicht gelungen ist, gelingt dem Glitzern des Wohlstands im Westen, nämlich die Zerstörung einer alten protestantischen Kultur.

Vorrangig sind es also nur mehr ältere und alte Leute, die in den siebenbürgischen Dörfern leben und ihre alte Landwirtschaft pflegen. Die Alten leben in Trauer und tragen, wie es mir scheint, mit Stolz ihr Schicksal. Sie sind die Letzten der Verbannten.

1.3 *Zur Geschichte der Landler*

Der Name Landler leitet sich vom »Landl« ab, einem Gebiet in der Nähe von Eferding in Oberösterreich, das bereits im 16. Jahrhundert beinahe gänzlich zum Protestantismus übergetreten war. In diesem Landl begann 1625 der große oberösterreichische Bauernaufstand unter der Führung von Stefan Fadinger.

Der Kampf der Bauern richtete sich gegen die Ausbeutung durch die Grundherrn und damit auch für die Beibehaltung ihrer protestantischen Reli-

gion, zu der ihre Vorfahren im Glauben an eine bessere Welt übergetreten waren. Der Kampf begann, als der bairische Statthalter Herberstorff – Oberösterreich war wegen der Kriegsschulden des Kaisers an Baiern verpfändet – sich mit Soldaten auf den Weg nach Peuerbach machte, um die rebellischen Bauern zur Raison zu bringen. Er erlebte dabei eine Überraschung. Plötzlich sah er sich von schwarz gekleideten Bauern unter der Führung des Christof Zeller angegriffen. Herberstorff ergriff die Flucht. In einem Gedicht über diese kühne Bauerntat heißt es:

»Auf Schergenschädel mit wuchtigen Hieben hat der Landler (!) seine Bauernschrift geschrieben« (Strnadt: 1924: 56).

In Peuerbach – im sogenannten Landl (!) – wählten die Bauern schließlich Stefan Fattinger zum Oberhauptmann. Es kam zum Aufstand, in dessen Verlauf Fattinger fiel und die Bauern tapfer für ihren Glauben weiterkämpften, aber dennoch den bayerischen Panzerreitern unter dem Freiherrn von Pappenheim, den Stiefsohn von Herberstorff, und den kaiserlichen Soldaten unterlagen. Pappenheim war von den kämpfenden Bauern derart beeindruckt, daß er über die Kämpfe bei Eferding an den bairischen Kurfürsten diese Sätze schrieb: »Es war das wunderbarste Fechten, welches vielleicht in langen Jahren geschehen ist. Kein Bauer hat seine Waffen gewegeworfen, noch viel weniger sind sie weggelaufen. Obwohl sie weichen mußten, so ist dies doch nur Fuß für Fuß geschehen ...« Damit war die Widerstandskraft der Bauern gebrochen, und nun sollte nach dem Willen des Frömmers Kaiser Ferdinand II. Oberösterreich zur Gänze katholisch »gemacht« werden. Das Land lag, wie Strnadt schreibt, gedemütigt und wehrlos zu Füßen des Kaisers, welcher nunmehr die Weiterführung der Gegenreformation anordnete (Strnadt 1924: 97).

Unter großem Druck ließen sich tatsächlich viele Bauern »katholisch machen«, aber innerlich blieben wohl die meisten dem protestantischen Glauben treu. Und viele kehrten ihrer Heimat den Rücken. So wird berichtet, daß im Salzkammergut 70 Personen, Familien und Jünglinge, ihr Eigentum verkauft haben und nach Nürnberg ausgewandert seien (dazu siehe den hervorragenden Aufsatz von Heide Inhetveen 1997).

»Höheren Ortes« machte man sich darüber Gedanken, denn das Wegwandern fleißiger Untertanen war zum Schaden der Volkswirtschaft. Man wollte sie jedoch dem Reiche erhalten und beschloß, die übrigen halsstarrigen« Protestanten nach Siebenbürgen zu verpflanzen.

Trotz dieser Maßnahmen lebte die protestantische Lehre im Salzkammergut weiter. Und diese mußte nach dem Willen Maria Theresias nun ausgerottet werden. Diese sogenannte Theresianische Verfolgung, die in den Jahren 1748

bis 1780 stattfand, war besonders hart. Maria Theresia führte die Verbannung nach Siebenbürgen weiter fort.

Großpold, auf das sich die vorliegende Studie bezieht, bot ausgewanderten Oberösterreichern, Steirern und Kärntnern eine neue Heimat.

Der Druck, der auf die Verbannten aus Österreich lastete, wird bis in die letzte Zeit fortgesetzt.

So wurden nach dem Ende des letzten Weltkrieges Landler gemeinsam mit Sachsen von Rumänien, das letztlich auf der Siegerseite stand, an die Sowjetunion ausgeliefert, um beim Wiederaufbau der Städte und Industrie eingesetzt zu werden. Landler und Sachsen wurden in der Folge massenweise zur Zwangsarbeit verschleppt. Viele starben dabei. Genaue Zahlen gibt es nicht.

Die Geschichte der Landler ist also eine bewegte, aber gerade darum entwickelte sich ein enger Zusammenhalt unter ihnen, der nun vorbei ist.

2. Bäuerliche Kultur und protestantische Ethik

Den Lndlern und den Sachsen ist es in Siebenbürgen gelungen, eine einigermaßen autarke bäuerliche Kultur bis heute zu bewahren. Nach dem Sturz des kommunistischen Regimes und dem Zusammenbruch der kommunistischen Wirtschaft waren sie es, die im Dorf die Menschen mit Nahrung versorgen konnten – ähnlich wie in anderen deutschen Dörfern auch.

In rumänischen Zeitungen war daher zu lesen: »Wir wollen nicht, daß unsere deutschen Bauern auswandern!« Getragen ist der bäuerliche Fleiß der Landler durch Vorstellungen der protestantischen Ethik. Die Idee von der gottgefälligen Arbeit ist tief im Gemeinschaftsleben der Landler verwoben.

Die arbeitsreiche Woche wird beschlossen durch den Sonntag. Dazu erzählte mir ein alter Landler: »Was uns Landler und Sachsen hier gehalten hat, das kann man in drei Wörtern zusammenfassen: bete und arbeite. Früher sind 85 Prozent der Deutschen hier in Großpold zur Kirche gegangen. An einem Sonntag wurden die Schuhe gereinigt, das Vieh gefüttert und nichts gearbeitet.«

Typisch für den Alltag in den Landlerdörfern ist ein fast heiligmäßiger Bezug zur Arbeit. Von einem alten Landler hörte ich folgenden bemerkenswerten Lndlerspruch: »Ein Mensch braucht nicht schön zu sein, aber er muß sich sauber halten, dann ist er ein angenehmer Mensch.«

Und jene, die mit wenig Arbeit »gut leben« wollen, werden kritisiert, wie eine Landlerin andeutet: »Es gibt heute Jugendliche, die wegziehen und genie-

ßen wollen, aber kaum die Absicht haben, etwas arbeiten. Der Wohlstand kommt aber nur durch Arbeit. Das muß man wissen.«

2.1 *Das Leben mit dem Kommunismus*

Die Landler hatten gelernt, mit dem Kommunismus umzugehen. Wohl hatte man versucht, ihnen als Bauern mit der Einführung der Kollektivwirtschaft die alte bäuerliche Autarkie zu nehmen. Aber dies gelang offensichtlich nicht. Der landlerische Bauer war auch zu Zeiten des Kommunismus einigermaßen autark: er hatte seine Kuh, die er täglich molk, er hatte seinen Wein, der im Hof wächst, und er kümmerte sich um den Anbau des Getreides.

Wie es dem Landler gelang, listig mit dem System des Kommunismus fertig zu werden, um ein gewisses Maß an Selbständigkeit zu bewahren, darüber erzählte eine Landlerin dies:

»Wir mußten im Jahr 1.000 Liter Milch von unserer Kuh abgeben, wir haben nun aber nur 300 Liter abgegeben. Ungefähr 10 Jahre hindurch. Der Staat war ja angewiesen auf die Milch der Kuheigentümer, denn die Staatskühe geben keine Milch. Die (kommunistische) Führung hat sich einen Plan gemacht und Verträge mit uns geschlossen, daß wir soundsoviel Liter Milch bringen. Es hat aber nirgends gestimmt. Nur auf dem Papier stimmte alles.« Ein Teil der 300 Liter, die die Frau ablieferte, war allerdings Wasser. Sie erzählt weiter: »Die Milch, die wir gebracht haben, wurde wahrscheinlich von denen, die sie gesammelt haben, noch einmal mit Wasser vermischt. Und dann noch einmal. Die Milch wurde so bis viermal getauft bis sie zu den Städten kam. Die Milch war dann ganz blau, wie die Donau.«

2.2 *Moderner »Urkommunismus«*

Ihre Beweglichkeit, wie sie oben angedeutete wurde, half den Lndlern auch, relativ schnell nach dem Verschwinden kommunistischer Produktionsformen (der Staatsfarmen und der Kollektive) ihre bäuerliche Wirtschaft zu entfalten.

Dabei machen sich geradezu »urkommunistische« agrarische Strategien bemerkbar. So werden die großen Felder, die ehemals kommunistisch verwaltet und im »Kollektiv« bebaut und beerntet wurden, weiterhin von einem Landwirtschaftsverein der Landler und Sachsen gemeinsam bebaut.

Dann jedoch wird das beackerte und bebaute Feld in gleiche Streifen geteilt (ähnlich wie in den germanischen bäuerlichen Dörfern, wo man von »Zelgen«

oder »Losen« sprach). Im Frühjahr, an einem Tag im Mai, werden schließlich nach dem Kirchenbesuch in einem zur Kirche gehörenden Saal diese Streifen verlost. Ab nun ist jeder Landler und Sachse für die weitere Pflege seines Streifens verantwortlich, indem er regelmäßig das Unkraut zupft und um die keimende Frucht sich sorgt.

Eine Landlerin meinte dazu, das kollektive Arbeiten als solches (ohne den Zwängen des Kommunismus) entspreche ohnehin dem Gemeinschaftsgefüge der protestantischen Bauern.

3. Das Begräbnis als Symbol kulturellen Wandels

Der kulturelle Wandel, der sich in den bäuerlichen deutschen Dörfern Siebenbürgens vollzieht und der bei den Lndlern vor allem mit dem Abwandern der jungen Leute einhergeht, ist jedenfalls enorm. Symbolisch wird dieser Wandel vor allem bei Begräbnissen, wie ich sehen konnte, offenbar. Ich will nun an einem Begräbnis, an dem ich im Mai 1994 in Großpold teilnehmen durfte, aufzeigen, wie dieser Wandel sich in den typischen Phasen eines Begräbnisses ausdrückt (auf die Phasen bzw. Stadien von Begräbnissen gehe ich näher in meinem Buch (»Randkulturen« 1995) ein).

I. Am Samstag, den 7. Mai 1994, erfahre ich von meiner Gastgeberin, Frau Pitter, in deren Bauernhaus ich wohnen darf, daß eine alte Moam, die 88jährige Frau Elise Glatz gestorben ist. Am Montag wird das Begräbnis sein, an dem ich teilzunehmen gedenke. Elise Glatz lebte bis zu ihrem Tode bei ihrer Schwiegertochter, ihr Sohn ist vor einem halben Jahr gestorben. Aufgebahrt wird sie jedoch im Hause ihrer Tochter. Von ihrer engeren Familie sind fast alle nach Deutschland ausgewandert. Ihre Enkel werden nicht zum Begräbnis erwartet, auch nicht die Patenkinder, sie sind in Deutschland geblieben.

Heute wird die tote Frau Glatz von ihrer Tochter und anderen verwandten Frauen für das Begräbnis hergerichtet. Sie wird »schön« gewaschen und »schön« in ihre Landlertracht, mit der sie zur Kirche gegangen ist, gekleidet. So legt man sie in den Sarg, den der Schwiegersohn bei einem rumänischen Tischler im Nachbarort gekauft hat. In dem offenen Sarg wird sie bis Montag nachmittag, der Zeit des Begräbnisses, in der schönsten Stube des Bauernhofes aufgebahrt bleiben. Eine wichtige Rolle bei der Ausrichtung und Durchführung des Begräbnisses kommt der Nachbarschaft zu. Deren Vorsitzender, der Altnachbar hat die Aufgabe, mit der ärztlichen Bestätigung vom Eintritt

des Todes in den Nachbarort, nach Reußmarkt zu wandern, um die Behörde vom Tod zu benachrichtigen und den Totenschein zu erhalten. Da der Altnachbar der ohnehin durch die Abwanderung nach Deutschland geschrumpften Nachbarschaft zu Besuch in Deutschland weilt, wird dessen Aufgabe von Herrn Reiter, einem Kirchenvater, übernommen.

Am zweiten Tag der Aufbahrung, also am Sonntag, den 8. Mai, wird die Totenwache gehalten.

Am Montag, dem 9. Mai, läutet fünf Stunden vor dem Begräbnis die »kleine Glocke« der Kirche, die Totenglocke, eine halbe Stunde. Die Dorfgemeinschaft wird aufgefordert, sich für das Begräbnis vorzubereiten.

Am Vormittag stattete ich dem Friedhof meinen Besuch ab. Drei Männer aus der Nachbarschaft der Toten schaufeln das Grab. Man trinkt Wein dabei. Mir wird ein Schluck angeboten.

Gegen halb drei Uhr wandere ich zum Trauerhaus, vor und bei dem schwarz gekleideten Männer und Frauen stehen. Unmittelbar vor ihnen ist der Leichenwagen plaziert, mit dem der Sarg zum Friedhof geführt werden wird. Dieser Leichenwagen, ein Gestell, ungefähr 1,20 Meter hoch, 1 Meter breit und 2,20 Meter lang, mit vier kleinen Rädern und einer ebenen Fläche, ist eine Anschaffung der letzten Zeit. Früher wurde der Sarg von den Nachbarn und den Patenkindern des Toten getragen. Doch von diesen gibt es nicht mehr viele in Großpold, so daß der Leichenwagen, eine Spende aus Deutschland, notwendig wurde. An der Tür hängt ein Kranz mit einer weißen Schleife, auf der zu lesen ist, daß die Kinder, Enkel und Urenkel die letzten Grüße schicken. Sie selbst sind nicht da, sie sind in Deutschland geblieben.

II. Pünktlich um 3 Uhr beginnen alle drei Kirchenglocken zu läuten. Die kleinen Glocken verstummen und es ertönt alleine die große Glocke. Nun marschiert der Pfarrer von der Kirche mit den wenigen, in Großpold verbliebenen Sängern weg. Ich habe vorher, als ich bei der Kirche vorbeiging, mit den Sängern gesprochen. Herr Kir bedauert, daß sie nur zu fünft seien, zwei Sänger befinden sich in Österreich. Früher hätte bei Begräbnissen eine ganze Musikkapelle gespielt. Die wenigen Sänger sind eine »traurige« Erinnerung an bessere Tage der Großpoldner Musik. Mit diesen wandert der Pfarrer nun zum Trauerhaus. Es ist nicht der Großpoldner Pfarrer, der das Begräbnis leitet, sondern der aus Reußmarkt. Der Großpoldner Pfarrer ist bei einem Treffen der Großpoldner in Deutschland. Es gibt also mehr Großpoldner in Deutschland als hier und der zuständige Pfarrer, der hier notwendig wäre, ist in Deutschland, um mit Großpoldnern zu feiern.

Vor dem Leichenwagen bleiben der Pfarrer und die Sänger stehen. Nun geht Herr Reiter, der Kirchenvater, in das Haus, sagt zu den um den Sarg Sit-

zenden auf Landlerisch: »Die Stund ist herankemma, wo man unsere liebe Nachbarin auf den Acker Gorttes trogn sölln, seid ös so gut und laßt sie uns folgen« (Die Stunde ist herangekommen, wo man unsere liebe Nachbarin auf den Acker Gottes tragen soll. Seid so gut und laßt sie uns folgen.)

Nun schließt man den Sarg. Man hört Hämmern, denn der Sarg wird zugenagelt. Herr Piringer meint, dieses Zunageln sei neu, früher hätte die Särge ein Großpoldner Tischler verfertigt, der sie mit Zapfen versehen hätte, auf den man den Sargdeckel stecken konnte. Der rumänische Sargtischler könne das nicht mehr. Dieses Klopfen aus dem Trauerhaus überrascht auch Frau Pitter. Nun wird der Sarg herausgetragen, vorbei an den bei der Tür Spalier stehenden Frauen, die vorher um den Sarg in der Stube gesessen sind. Dann wird der Sarg auf den Leichenwagen gelegt. Währenddessen singen die Sänger: »Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh.« Dann liest der Pfarrer einige Psalmen.

III. Jetzt setzt sich der Trauerzug in Bewegung. Voran marschieren die Sänger, ihnen folgt der Pfarrer, nach ihm wird der Sarg geschoben und hinter diesem gehen direkt die nächsten Verwandten. Den Sarg tragen Männer zum ausgeschauelten Grab.

IV. Der Sarg wird auf Brettern über das offene Grab gelegt. Der Pfarrer spricht eher allgemein über Leben und Tod. Nun senkt man den Sarg in das Grab, und wie auf ein Kommando entledigen sich die um das Grab stehenden Nachbarn der Toten, die Grabmacher, ihrer Jacken, greifen zu den bereitstehenden Schaufeln und beginnen das Grab zuzuschaueln.

Dann tritt Herr Reiter an das Grab und sagt: »Ich bedanke mich bei allen denjenigen, die das Ehrengelot gegeben haben. Der Herr laß die Tote selig ruhen und schenke ihr eine fröhliche Auferstehung. Und er tröste die Hinterbliebenen mit seinem Geist.« Damit ist die Zeremonie am Grab beendet. Jetzt begeben sich alle in die Friedhofshalle. Die Sänger beginnen auf's Neue zu singen und der Pfarrer hält jetzt die eigentliche Trauerrede. Er wünscht eine »fröhliche Auferstehung« und spricht einen Segen.

V. Darauf verlassen die Trauergäste ruhig und gemessen die hölzerne Friedhofshalle, an deren Front auf großen Tafeln die in den Weltkriegen gefallenen und die nach 1945 nach Rußland verschleppten und dort gestorbenen Personen festgehalten sind, darunter auch die Namen von Frauen, eine Seltenheit bei derartigen Denkmälern.

Die Nächstverwandten sowie die Patenkinder und der Altnachbar, in seiner Vertretung Herr Reiter, sind noch zum sogenannten »Tränenbrot« im Trauerhaus geladen. Die Sänger und die Grabmacher erhalten als Belohnung für ihre Tätigkeit je einen Eimer Wein und Brot. Mit dem Marsch von der Kirche und dem gemeinsamen Trunk endet das Ritual des Begräbnisses.

Diese Schilderung des Begräbnisses kündigt symbolisch vom Wandel einer alten Kultur, der mit der Abwanderung von Ländlern in die fernen Länder Deutschland und Österreich eingesetzt hat. Es fehlte an jungen Leuten, die am Begräbnis teilhaben. Daher war es nicht möglich, das volle alte Ritual, wie es für gewöhnlich bei Begräbnissen der Ländler eingesetzt wurde, durchzuführen. Zu diesem alten Ritual gehörte der Auftritt der großen, über zwanzig Mann starken Musikkapelle. Beim Begräbnis der Moam waren es lediglich fünf Sänger, die das Begräbnis musikalisch begleiteten.

Vor der Auswanderung wurde der Sarg vor allem von den dem Toten nahestehenden Nachbarn getragen, heute tritt an deren Stelle der Leichenwagen.

Ebenso änderte sich die Zusammensetzung der Grabmacher, die noch vor kurzer Zeit nur aus der Reihe der Patenkinder kamen. Heute sind auch andere Männer beim Grab am Werk.

Einen Hinweis auf den kulturellen Wandel hörte ich aus der Kritik am neuen Sargtischler, einem Rumänen, heraus. Jetzt müsse der Sarg im Gegensatz zu früher zugenagelt werden.

Auch die Abwesenheit des Großpoldner Pfarrers und sein Besuch in Deutschland bei den ausgewanderten Großpoldnern – eine paradoxe Situation – kündigt von dem rasanten Umschwung alten kulturellen Lebens.

Die zurückgebliebenen älteren Großpoldner, die nicht auswandern wollen und auch keinen Grund mehr dafür sehen, müssen zu neuen rituellen Strategien greifen.

Aber dennoch hatte dieses Begräbnis für mich den Eindruck einer eher heiteren Gelassenheit, die wohl eng mit protestantischer Gottergebenheit und dem Wissen von einer »fröhlichen Auferstehung«, wie sie alle sagen, verbunden ist.

Die Abwanderung von Ländlern und Sachsen hat noch etwas bewirkt, das von hoher symbolischer Bedeutsamkeit ist: Stirbt jemand von den bereits ausgewanderten Ländlern und Sachsen in Deutschland oder Österreich, so treffen sich die in Siebenbürgen zurückgebliebenen Nachbarn und Freunde zur selben Zeit des Begräbnisses am Friedhof und gedenken feierlich des Toten. Sogar die Totenglocke läutet dazu. Auch ich nahm an einer solchen Trauerfeierlichkeit in Urwegen, einem Nachbarort von Großpold, teil. Mit dem Fahrrad war ich dorthin gefahren und besuchte den auf einem Hügel gelegenen Friedhof. Ich bemerkte dort etwa zwanzig feierlich gekleidete Frauen und Männer, die schweigend um ein frisches Grab standen. Jedoch galt ihre Andacht, wie ich später erfuhr, nicht diesem Toten, sondern einem im fernen Deutschland nun zu Grabe gebetteten früheren Nachbarn. Ich gesellte mich zu den Trauernden und erfuhr schließlich den Grund ihrer Zusammenkunft.

Gemeinsam wanderte ich mit ihnen zu dem leerstehenden Pfarrhof des Ortes, in dem das Tränenbrot, zu dem man auch mich einlud, stattfand. Bei Wein und Kuchen erzählten mir die Nachbarn über den Toten, den bereits

ausgewanderten Pfarrer, und die wenigen hier gebliebenen Deutschen, es dürften etwa vierzig sein, die in dem ehemaligen deutschen Dorf nun mit Rumänen leben.

Bald wird es in den Dörfern um Hermannstadt wohl niemanden mehr geben, der jener in Deutschland und Österreich verstorbenen Landler und Sachsen auf dem Friedhof gedenkt, und bald werden die landlerischen und sächsischen Gräber un gepflegt bleiben. Das Wissen, ihre Gräber in einer fremd gewordenen Welt zurücklassen zu müssen, bewegt Landler und Sachsen, die Gräber ihrer Angehörigen mit Steinplatten, die keiner Pflege bedürfen, zu versehen. Symbolisch wird damit von einer alten Kultur, die durch Jahrhunderte in Siebenbürgen bestand, Abschied genommen.

3.1 Gräberschändung

In der in Rumänien erscheinenden deutschsprachigen »Hermannstädter Zeitung« vom 3. November 1995 las ich etwas, das mich betrübte, das aber typisch für Kulturen und deren Menschen zu sein scheint, die die Kraft verloren haben, sich zu behaupten.

Die Angehörigen solcher verschwindenden Kulturen müssen bisweilen damit rechnen, geschmäht zu werden.

Über eine solche Schmähung hieß es unter dem Titel »Wieder Gräberschändung« in der erwähnten Zeitung:

»In der Nacht vom 27. zum 28. Oktober 1995 wurden auf dem evangelischen Friedhof von Großpold 18 Grabsteine von Unbekannten umgestoßen und zum Teil zerstört. ... Zu bemerken wäre, daß in den letzten sechs Jahren immer wieder Gräber der sächsischen (und landlerischen) Gemeinschaft¹ im Kreis Hermannstadt geschändet worden sind.« Die polizeilichen Stellen tapen hinsichtlich der Täter im Dunkeln. Vielleicht wurde der Friedhof, der für Sachsen und Landler von hohem symbolischen Wert ist, von jungen übermütigen Rumänen geschändet, um so symbolisch zu zeigen, daß es mit der alten Kultur der Landler und Sachsen endgültig vorbei ist.

Als diese Kultur noch blühte, hätten die Schänder es wahrscheinlich nicht gewagt, über die Mauern des »Freidhofs« zu klettern, um ihrem betrüblichen Gewerbe nachzugehen. Dieser Bericht aus der »Hermannstädter Zeitung« erfaßt den Leser mit Wehmut, denn er kündigt von einer alten verblühenden Kultur.

4. Nachklang – das Verblühen einer alten Kultur

Eine alte Kultur, über die hier berichtet wurde, ist am Untergehen, sie kündigt von Menschen, die man aus Österreich verbannt hat. Ihnen und ihren Nachfahren war es gelungen, über mehr als Zweijahrhunderte hindurch auch unter widrigen Umständen zu überleben. Sie waren Träger einer alten autarken bäuerlichen Kultur mit vielen strengen Ritualen, die darauf angelegt waren, sie als Menschen aneinander zu binden und sie so einigermaßen nach außen hin zu schützen.

Vieles deutet auf den Untergang der alten Kultur der Landler und der Sachsen hin. So wird auch das deutsche Internat für Volksschüler wohl bald keine deutschen Kinder mehr aufnehmen können, weil es diese hier nicht mehr gibt.

Lediglich in den ehemals deutschen Städten, wie eben in Hermannstadt, bemühen sich noch Lehrer und Intellektuelle, in den deutschen Schulen Werte ihrer alten Kultur weiterzutragen, jedoch ist diese Kultur in einem großen Wandel begriffen. Die alten Gemeinschaften sind zerbrochen und man ist bemüht, sich für Rumänen zu öffnen. Und tatsächlich besuchen immer mehr rumänische Kinder die deutschen Schulen.

Ich und die mich begleitenden Studentinnen und Studenten haben viel bei unseren Forschungen gelernt.

Wir haben eine alte bäuerliche Kultur erlebt, die es in Europa bald nicht mehr geben wird, in der die Kühe noch mit der Hand gemolken werden, junge Hühner frei umherlaufen und Pferde auf den Äckern zu sehen sind.

Aber bald wird auch dies alles verschwunden sein. Und Landler wird es auch keine mehr geben. Das wissen die Älteren, die hier in Siebenbürgen geblieben sind, obwohl ihre Kinder sich bereits in Deutschland oder Österreich niedergelassen haben. Die Zurückgebliebenen umgibt deswegen Trauer und sie sind enttäuscht über jene, die noch vor einiger Zeit meinten, sie würden nicht auswandern. Frau Pitter, die mit ihrem Mann Andreas weiterhin

ihren Hof in alter Weise bewirtschaftet, sagte daher traurig zu mir, als wir über die Ausgewanderten sprachen, sie würde sich von ihnen »verraten« sehen.

Als wir zu Pfingsten 1996 wiederum in Großpold waren, kamen für ein paar Tage junge ehemalige Großpoldner aus Deutschland hierher zu den Zurückgebliebenen und nutzten die Zeit, um einen alten Pfingstbrauch wieder aufleben zu lassen. Bei diesem Brauch, der wohl seit einiger Zeit nicht mehr gepflogen wurde, holen die Burschen junge Birkenbäume aus den Wäldern, um sie den Mädchen in den Hof zu stellen. Da es jedoch an den deutschen Mädchen mangelte, kamen unsere Studentinnen in den freundlichen Genuß

eines Birkenbaumes. Für zwei Abende kehrte Leben in ein paar Häuser in Großpold ein. Man trank in vollen Zügen guten Bauernwein und sang die alten Lieder. Für kurze Zeit flackerte eine alte Kultur auf. Aber es war nicht mehr als ein Flackern, denn bald wird es niemanden mehr in Großpold geben, der sich dieser alten Bräuche erinnert.

Allerdings in Franken, in der Nähe Nürnbergs, wird es noch weiter Menschen geben, die sich darauf berufen, daß sie aus dem Landl in Oberösterreich stammen (siehe dazu den prachtvollen Aufsatz von H. Inhetveen 1997). Ihre Vorfahren, wie oben erwähnt, hatten vor 1700 als Protestanten noch das Glück, in das »Reich« auswandern zu dürfen – im Gegensatz zu jenen, die um die Mitte des 18. Jahrhunderts sich in die Verbannung nach Siebenbürgen begeben mußten und über deren Nachfahren hier berichtet werden sollte.

Anmerkung

1 Sie schließt die Landler mit ein.

Literatur

Girtler, Roland (1992, 2. Aufl.), *Methoden der qualitativen Sozialforschung*. Wien.

Girtler, Roland (1995), *Randkulturen – Theorie der Unanständigkeit*, Wien.

Girtler, Roland (Hrsg.) (1997), *Die Letzten der Verbannten – der Untergang der alt-österreichischen Landler in Siebenbürgen*. Wien.

Inhetveen, Heide (1997), *Das »Sulzbürger Landl« – Landlerdörfer in der Oberpfalz (Bayern)*, in: Girtler (Hrsg.) (1997).

Strnadt, Josef (1924), *Der Bauernkrieg in Oberösterreich*. Wels.

